

Kultur

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin**

Band (Jahr): **17 (2010)**

Heft 189

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Dem Netz hinterher

Anfang März wurde das Programm des Openair St.Gallen vorgestellt. Die Pressekonferenz geriet zur reinen Routineveranstaltung.

von JOHANNES STIEGER

Jährlich laden die Veranstalter des Openair St.Gallen zur Medienkonferenz. Während der Geschäftsführer und Programmchef Christof Huber das diesjährige Programm in Rekordzeit präsentiert, die Zeitungen sind vom langen Tisch geräumt, sitzen im anderen Teil des Café News ältere Gäste, lesend, am Kaffee nippend und nicht gross am Geschehen interessiert. Die anwesenden Journalisten essen Kanapees und beäugen das extra gedruckte Cover des verteilten «Tagblatts», das die Neuigkeiten des Festivals verkündet. Einige Stunden vor der Präsentation wurden auf der Internetseite des Veranstalters bereits die ersten Bands bekanntgegeben, währenddessen stellt ein Blogger das Programm fortlaufend mit Kommentaren versehen ins Internet und eine Stunde später flattert bereits der erste Kommentar per SMS auf mein Handy.

An diesem Mittwochmorgen im März wird klar, dass die Pressekonferenz in diesem Rahmen ausgedient hat. Fand die Präsentation die letzten Male noch im Openair-Büro oder in der Kunst Halle St.Gallen statt und war insofern intimer, spezieller, wurde der Anlass im Restaurantbetrieb des Medienpartners «Tagblatt» zur routinemässigen Infoveranstaltung. Aber was solls – aus der Sicht des Veranstalters und des zuständigen PR-Büros Yjoo zumindest: Zur rasanten Verbreitung bieten sich die Kanäle im Internet an. Und sie sind zudem zuverlässiger in dem Sinn, dass das Programm bestimmt nicht von Unter- oder Misstönen begleitet wird. Die Diskussion findet so innerhalb bestimmter Kreise und Fangruppen und unter Ausschluss einer nicht konkret am Festival interessierten Öffentlichkeit im Netz statt. Die Zeitungen kommentieren hinterher oder gar nicht. Und deren Autoren stehen wie bestellt und nicht abgeholt herum. – Ein Dilemma, dem die Veranstalter die Journalisten hoffentlich nicht mit böser Absicht aussetzen.

Hastige Information

Einerseits sind es die mittlerweile auch nicht mehr so neuen Kanäle, die der Medienkonferenz den Schwung nahmen. Andererseits ist es vermutlich die Abgebrühtheit des Bookingbusiness, die wiederum den Veranstaltern auf den Magen schlägt. Der Markt ist hart. Im «Tagblatt» sagt Christof Huber, ein solches Hinhalten und Zögern, bis eine Band definitiv zusagt, hätte er bisher noch nicht erlebt. – Die Rasanz der Information und das Abwartende des Geschäfts stehen in einem seltsamen Verhältnis zueinander, ohne im «Produkt» – dem Programm der gebuchten Bands – Spuren zu hinterlassen. Das Gesamtpaket ist so sauber programmiert wie die Wetterkarte, Ausreisser und Aussenseiter sucht man besser anderswo. Wers komplizierter will fährt an die Bad Bonn Kilbi in Düdingen (Atlas Sound, Overdrive Amp Explosion, Hot Chip, Sun Ra Arkestra, Ben Frost, Yeasayer, Kode9 etc.), wers (noch) idyllischer und kleiner mag ins Süddeutsche Klangbad Scheer (These New Puritans, The Mekons, Gustav, A Hawk And A Kacksaw, Cluster etc.) oder in die Poolbar. Das Openair St.Gallen hat seinen

Platz mitten im Konsens (The Strokes, Stone Temple Pilots, Biffy Clyro oder auch Ellie Goulding) und nicht in der Mitte gefunden, führt die Ausnahmen (LCD Soundsystem, Dendemann, Jochen Distelmeyer, Tocotronic) jedoch immer mit.

Ausufernde Kritik ist tatsächlich müssig, weil in St.Gallen immer eine Hand voll Bands spielen, die man sich mal anschaut, weil es aber auch Alternativen gibt und weil es sowieso noch immer jemand besser weiss. Trotzdem sollte ein Anlass dieser Grösse als Geschmacksbarometer erhalten dürfen, das Budget fürs

Booking beträgt immerhin 1,8 Millionen Franken. Vor zwei Jahren sagte Huber in einem Gespräch mit «Saiten», das Booking liesse sich nur begrenzt steuern. Und vielleicht ist es diese Machtlosigkeit gegenüber dem Markt, die sich in der freudlosen Präsentation des Programms äusserte.

Mehr Infos: www.openairsg.ch



△ Ellie Goulding ▽ Jochen Distelmeyer

Bilder:pd



Der Meister des lakonischen Humors

Kein Regisseur versteht sich auf unterkühlte Lässigkeit besser als der Amerikaner Jim Jarmusch. Der Spielboden Dornbirn zeigt in einer Retrospektive vier Frühwerke des Kult-Filmers.

von DAVID WEGMÜLLER

Coolness ist ein heikles Gebiet, besonders im Film. Keiner weiss das besser, als der 1953 in Ohio geborene Jim Jarmusch. Als er 1980 seinen ersten, ohne Budget produzierten Film («Permanent Vacation») dem Publikum zeigte, konnten sich in Amerika nur wenige dafür erwärmen. Wer wollte schon einem intellektuellen Nichtstuer zusehen, der es aus purer Lethargie verpasst, mit dem Erlös eines Autodiebstahls nach Paris zu reisen? Jarmusch selber nahm sich das Scheitern seines Protagonisten zu Herzen. Zum Ende seines Studiums reiste er für ein Jahr in die französische Hauptstadt und kam dort mit der europäischen Filmszene in Kontakt. Wieder zurück in New York erlebte er statt des «American Dream» den «European Dream»: 1983 gewann er am Festival von Rotterdam mit einer Kurzfassung von «Stranger Than Paradise» den Kritikerpreis. Gleichzeitig bot ihm ein deutscher Produzent rund 120'000 Dollar an, um eine lange Version des Films zu drehen. 1984 erhielt er dafür in Cannes die «Caméra d'Or» – und kurz darauf endlich Anerkennung in den USA.

Kritische Sicht auf Amerika

Wenn der Spielboden Dornbirn diesen April vier frühe Jarmusch-Filme zeigt, so ist dies also (auch) eine Hommage an die europäischen Anfänge einer aussergewöhnlichen Filmer-Karriere. Heute ist Jim Jarmusch der wohl berühmteste Independent-Regisseur Amerikas. Seine Werke zelebrieren eine ur-amerikanische Coolness – und stellen doch den Lebensstil im Land

der unbegrenzten Möglichkeiten immer wieder in Frage. In drei der vier gezeigten Filme prallen die europäische und amerikanische Kultur explizit aufeinander. In «Stranger Than Paradise» und «Down by Law» sind es Immigranten aus Ungarn oder Italien, die mit amerikanischen «Slackern» (Rumhängern) zusammentreffen. Für den Film «Night on Earth» hat Jarmusch Teile in Rom, Helsinki und Paris gedreht. In «Dead Man» stilisiert und kritisiert er gleichzeitig die amerikanische Volkskultur, indem er in einem bizarren Western einen todgeweihten Outlaw (Johnny Depp) mit einem Indianer durch den Wald irren lässt.

Die Eröffnung des Zyklus macht stimmigerweise «Stranger Than Paradise». Ähnlich wie in «Permanent Vacation» geht es um zwei Herumtreiber. Willie (John Lurie) und sein Freund Eddie (Richard Edson) verbringen ihren Alltag in New York mit dem Füllen und Leeren ihres Kühlschranks. Als plötzlich Eva (Eszter Balint), die ungarische Cousine von Willie, für einige Tage zu Besuch kommt, ist das den beiden Herren zunächst lästig. Erst als die junge Frau wieder abreist, merken sie, dass diese eigentlich noch sympathisch war. Also fahren sie ein Jahr später nach Cleveland, und von dort mit Eva weiter nach Florida. Enttäuscht über die leeren Strände im vermeintlichen Ferienparadies fallen die zwei Loser in alte Muster zurück. Sie beginnen, sich mit Pferdewetten die Zeit zu vertreiben, bis sie erneut erkennen müssen, dass ihnen die hübsche Cousine abhanden gekommen ist.

Und so bleibt letztlich nur die nachträgliche, bittere Einsicht: «A woman can take you to another universe – sometimes she just leaves you there.»

Konjugieren mit Bob

Zwei Jahre später erreichen Jim Jarmuschs Versagerbiografien in der Gaunerkomödie «Down by Law» (1986) ihren Höhepunkt. Im amerikanischen Slang bedeutet der Filmtitel «Alles im Griff» – obwohl er wörtlich genommen genau das Gegenteil meint: im Konflikt mit dem Gesetz. In einen solchen sind durch widrige Umstände der DJ Zack (Tom Waits) und der Softie-Zuhälter Jack (John Lurie) geraten. Nun müssen sie im Gefängnis die gleiche Zelle teilen. Schnell finden sie heraus, dass sie einander nicht ausstehen können, und beschliessen, nicht mehr miteinander zu sprechen. Als aber mit Bob (Roberto Benigni) ein dritter Häftling im gleichen Abteil eingeschlossen wird, ist es mit dem Gleichgewicht vorbei. Der Italo-Immigrant ist äusserst kommunikativ und zudem ein richtiger Verbrecher: Er hat in einem Spielsalon die Kontrolle verloren und mit einer Billardkugel einen Mitspieler umgebracht. Nach einigen Startschwierigkeiten (Bob treibt mit seiner Konjugationsübung «I scream, you scream, we all scream for icecream» das halbe Gefängnis in den Wahnsinn) schliessen die drei unterschiedlichen Temperamente ein Zweckbündnis. Mit List gelingt ihnen die Flucht in die Sümpfe und Birkenwälder Louisianas. Hier aber fallen sich die drei Ausreisser bereits wieder auf die Nerven und versuchen, einander loszuwerden.

Neben seinen Antihelden, dem lakonisch-skurilen Humor und der Schwarzweiss-Ästhetik sind für Jarmuschs frühe Filme vor allem die langen Einstellungen und die Musik stilbildend. Daran massgeblich beteiligt waren seine Kameramänner Tom DiCillo und Robby Müller, die Kumpels John Lurie und Tom Waits sowie später bei «Dead Man» (1995) Neil Young. Ein weiteres Merkmal (und wohl auch eine Notwendigkeit) ist Jarmuschs Bestreben, möglichst kostengünstig zu drehen. Dieser auferlegte Minimalismus prägt die Filme und ist gleichzeitig das Handlungsprinzip seiner Helden: möglichst wenig tun und dabei möglichst gut wegkommen.



Noch widmen sie sich zu dritt der Strandsuche. Szene aus «Stranger Than Paradise».

Bild: pd

SPIELBODEN DORNBIERN.

Genauere Spieldaten siehe Veranstaltungskalender.

Wenn das Ringen zur Umarmung wird

Der Film «Eyes Wide Open» bricht mit zarten Bildern Tabus:
Der orthodoxe Familienvater Aaron verliebt sich in den Studenten Ezri.

von ANDREA KESSLER

Es regnet in Strömen im orthodoxen Viertel Me'a Sche'arim in Jerusalem. Nach dem Tod seines Vaters hat Aaron eben grad die Metzgerei wieder eröffnet, als der Student Ezri auftaucht und darum bittet, das Telefon benutzen zu dürfen. Es nimmt niemand ab. Fremd im Viertel und ohne Freunde, rät ihm Aaron, wieder zu gehen. Er gehöre nicht hierher. Ezri bleibt aber und Aaron lässt ihn in der Metzgerei mithelfen, gibt ihm das Zimmer über dem Laden, nimmt ihn mit zum Thora-Studium und lädt ihn am Sabbat zu sich nach Hause ein. Und er verliebt sich in «das Meisterwerk» Ezri.

Der vierfache Familienvater Aaron ist jedoch mit der stillen Rivka verheiratet. Das Leben des Paares ist bis zur Sexualität von religiösen Regeln bestimmt. Nach Rivkas Mikwe, dem rituellen Bad, werden die Ehebetten zusammengeschoben, das Licht gelöscht und unter der Bettdecke zieht sich jeder selbst aus. Begehren und Leidenschaft sind fern. Erst durch Ezri wird Aaron wieder lebendig: Er lächelt wieder, ist gelöst und fühlt sich auf eine verlegene Art vom attraktiven 22-jährigen angezogen. Das offenbart die gemeinsame Mikwe.



Beim rituellen Bad offenbart sich Aarons verlegene Zuneigung.

Bild: pd

Homosexualität gibt es nicht

Haim Tabakman gibt mit «Eyes Wide Open» sein Spielfilmdebüt. «Ein eigenartiges Thema für den ersten Film», sagt Tabakman über seine Wahl des Drehbuches. Homosexualität im orthodoxen Judentum zu thematisieren, birgt Probleme. Was nach dem Alten Testament mit dem Tod bestraft werden soll, wird im Talmud verneint: Kein Jude kann schwul sein, Homosexualität gibt es nicht. Aaron sieht in Ezri jedoch die göttliche Chance, an diesem Gefühlsproblem zu wachsen: «Man muss die Schwierigkeiten schätzen, sie mit Freude bewältigen. Das bedeutet Gott zu verehren.» Doch die Berührungen werden zahlreicher, intensiver, intimer. Das Ringen wird zur Umarmung.

Die Drehbuchautorin Marev Doster und der Regisseur Haim Tabakman spüren über Jahre der angeblich inexistenten Homosexualität in der orthodoxen Gemeinschaft nach. Tabakman erhält von unverhoffter Seite Unterstützung und Wohlwollen; bekommt aber genauso unverhofft die kalte Schulter gezeigt von solchen, die er auf seiner Seite wähnte. Einige Male erhält er sogar Hilfe aus dem orthodoxen Umfeld. Wer ihm hilft, tut es aber anonym, niemand will im Abspann genannt werden.

Keiner kann seine Homosexualität leben und gleichzeitig Mitglied der Gemeinschaft bleiben. Dieses Dilemma zeigt sich deutlicher in Aarons Figur als in Ezris. Aarons Familie lebt seit

Generationen in Me'a Sche'arim und ein Leben ausserhalb der Gemeinschaft ist für den gottesfürchtigen Mann undenkbar. Ezri hingegen wird nie zur Gemeinschaft gehören, obwohl er die Synagoge besucht und an den Thora-Studien teilnimmt. Zuviel wird über ihn geredet, zu offensichtlich ist seine Homosexualität. Aarons Ehefrau weiss bald, was die Gemeinschaft ahnt, denn in Me'a Sche'arim bleibt nichts ungesehen; die Häuser haben Augen.

Mutige Schauspieler

Was Aaron blüht, sollte er seinen eingeschlagenen Weg weitergehen, stellt Haim Tabakman in einem Nebenstrang dar. Er zeigt anhand der Figur von Israel Fischer auf, welche Option die Gesellschaft offen lässt. Fischer verbringt die Nächte mit einer unverheirateten Frau. Dass sie sich lieben, interessiert niemanden, denn sie ist einem anderen versprochen. Aaron ist dabei, als der Rabbi dem unglücklichen Israel droht, dass er die «Wächter» noch einmal abgehalten habe. Das nächste Mal würden sie aber alles kurz und klein schlagen. Bald droht die Gemeinschaft auch Aaron. Er werde samt Familie verstossen, sollte er Ezri nicht wegschicken. In offener Feindseligkeit wird sein Fenster eingeworfen. Und Ezri verprügelt.

Mit dem Theaterschauspieler Zohar Strauss (Aaron) und dem Schauspieler und Sänger Ran Danker (Ezri) hat Haim Tabakman zwei israelische Grosskaliber vor der Kamera vereinen kön-

nen und hebt ihren Mut hervor: «Beide gingen mit ihrer Zusage ein enormes Risiko ein, immerhin handelte es sich um ein grosses religiöses Tabu.» Es gelingt sowohl Ran Danker als auch Zohar Strauss, zarte Porträts ihrer fragilen Figuren auf die Leinwand zu zeichnen. Mit wenig Worten, ohne grosse Gesten, aber mit vielsagenden Blicken.

Der Filmtitel bezieht sich nicht nur auf die alles sehende Gemeinschaft. Er steht vor allem für Aaron, der wider besseres Wissen weiter geht – mit offenen Augen. Der sich seiner Leidenschaft hingibt und doch danach strebt, Gott näher zu kommen. Aber beides kann er nicht erlangen – das weiss niemand besser als er.

KINOK ST.GALLEN.
Genauere Spieldaten siehe Veranstaltungskalender.



Monaco

ADEL
aktuell



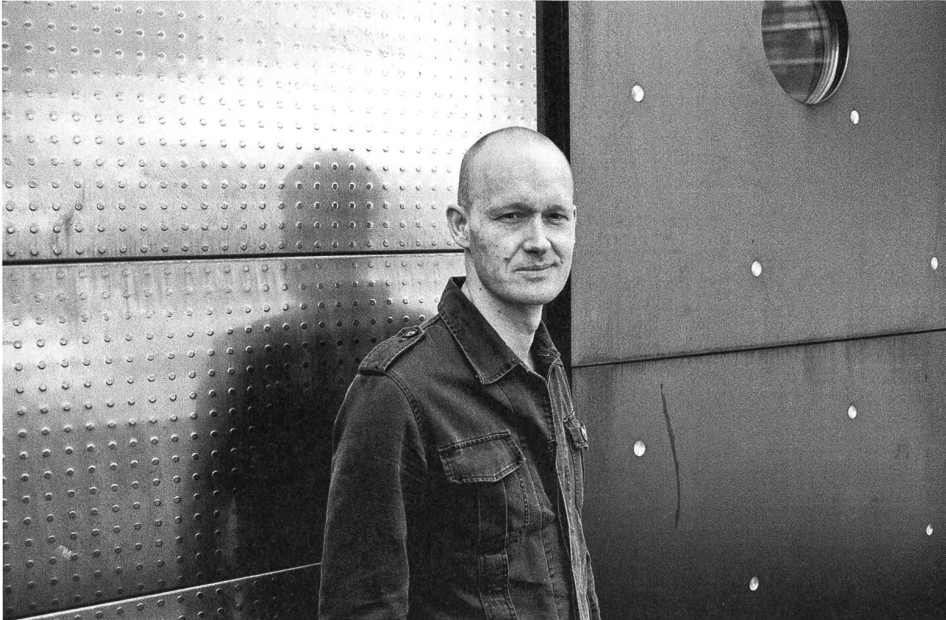
Prinzessin Stephanie

Foto: Getty Images

Eine Beziehung in Stützstrümpfen

Seit er als freier Schriftsteller in Wien lebt, hat er Erfolg, der Vorarlberger Arno Geiger, und mit «Alles über Sally» auch weiterhin keinen Grund, seine Ruhmesrezepte über Bord zu werfen.

von MIRJAM BROMUNDT



Treulosigkeit ist sein Metier: der Schriftsteller Arno Geiger.

Bild: Marco Flammang

«Das Buch muss man vor dem Hintergrund lesen, dass der Mann eine jahrelange innige Beziehung zu der Frau gehabt hat», sagt der Buchhändler lächelnd und reicht mir das Wechselgeld zusammen mit «Alles über Sally» über den Verkaufstresen. «Welcher Mann? Zu dieser Sally?» frag ich mich. Ich mag es nicht, vorher über den Inhalt eines Buches Bescheid zu wissen, aber irgendwie macht die gut gemeinte Hilfestellung des Buchhändlers neugierig auf das Buch, das in Kürze meinen Alltag begleiten wird.

Nächtliche Veränderungen

Sally Fink ist 52, Lehrerin, hat rotblonde Locken, eine blasse Haut und hiess vor dreissig Jahren Kottek. Bevor sie Alfred heiratete, 57 Jahre alt, Ethnologe und ursprünglich Mühlviertler Bauer. Als uneheliches Kind einer Dienstmagd, die nach England ausgewandert war, stammt Sally aus einfachen Verhältnissen und lebt jetzt mit Alfred und den drei Kindern in einem kleinen Haus am Rande Wiens. Bei einem Einbruch werden die über Jahre zusammengetragenen Anhäufungen zu reinem Chaos. Das Chaos bringt auch das routinierte Leben Alfreds durcheinander, der sich in weissen Unterhosen und mit Stützstrumpf jeden Tag aufs Neue bemitleidet.

Die ersten Kapitel sind gelesen und es gibt keine Spur von einer innigen Beziehung. Sally hat in Bezug auf Alfred Worte wie «abstossend»,

«träge» oder «weltfremd» auf der Zunge und man wird das Gefühl nicht los, den Prototypen einer von Leidenschaft in Langeweile gewechselten Beziehung vor sich zu haben. Sally hat im Vergleich zum bequemen Alfred Lust auf Neues und findet sich beim Aufräumen des Durcheinanders spätnachts Alfreds bestem Freund Erik gegenüber. «Sie sassen da, bemüht, die Gedanken des anderen zu lesen oder wenigstens den Gesichtsausdruck zu deuten. Dann, nachdem sie ihn gedeutet hatten, senkten sie die Blicke, damit nicht noch mehr zum Vorschein kam, das nicht zum Vorschein kommen sollte.» Ohne Umschweife und schlechtes Gewissen knüpft sich das Betrugszenario daran.

Eine Topografie des Innern

«Wer ist diese Sally?», fragt sich der in Bregenz geborene und in Wolfurt aufgewachsene Arno Geiger und arbeitet sich auf unterschiedlichen Ebenen in die Person hinein. Stück für Stück werden uns Teile aus Sallys Leben offen gelegt, die uns nach und nach in ihr Inneres blicken lassen. Wir lernen Sally besser kennen, Sallys Lebenswelten, Sallys Gedanken. Wir machen Abstecher in Sallys Kindheit, als ihre Mutter nach England auswanderte; als sie mit ihrem Grossvater in der gelben Badehose schwimmen ging. Die Schilderung des Schulalltags eröffnet weitere Einsichten und die der Zeit in Kairo, als sie sich in Alfred verliebte, lässt zum ersten Mal verständlich werden, was der Buchhändler

gemeint haben könnte: Als Sally noch über die gesundheitlichen Problemchen Alfreds lächelnd hinwegsehen konnte, das unbeschwertere Leben seinen Lauf nahm und Sally – und dem Paar – alle Türen weit offen standen. Jetzt sieht Sally das anders: «Manchmal sah sie in Alfred nur mehr einen müden, kleinkarierten Spiesser, der nichts erleben wollte, über die Qualen des Erlebens Tagebuch führte und vor dem Schlafengehen seine Angstüberschüsse zur Ader liess, indem er unters Bett schaute.»

Ein Schärfchen mehr

Für Arno Geiger ist die Beziehung seiner zwei Figuren jedoch alles andere als langweilig geworden. In einem Interview spricht Geiger von einem komplexen, kunstvollen Chaos, in dem sich die beiden eingerichtet haben. Sie agieren auf unterschiedlichen Ebenen des Empfindens und Kämpfens. Während Sally bei Erik ihren Lebenshunger stillt und sich der für sie notwendigen Stabilität des Zuhauses mit Alfred nicht bewusst ist, setzt dieser jenes Wissen gezielt ein und lässt Sally scheinbar unbeteiligt ihr zweites Leben. Erst zum Schluss lässt Geiger auch Alfred ein Kapitel lang Zeit, sich zu erklären. Tagebuchartig und in Ich-Form eröffnen sich Einblicke in bisher verborgene Seiten des Paares, die einmal mehr ein Schärfchen zur Charakterzeichnung Sallys beitragen.

Arno Geiger gelingt in «Alles über Sally» eine bemerkenswert gebaute Beziehungsgeschichte. Ohne Scheu stellt er zwei Welten gegenüber, die in Glück und Traurigkeit verschiedener nicht sein könnten, aber einander trotzdem brauchen, um – so unglaublich es erscheint – zum Credo einer funktionierenden Beziehung zu werden.

ARNO GEIGER:
Alles über Sally.
Carl Hanser Verlag,
München 2010.

«Durch und durch wahnsinnig»

Thomas Bernhard schreibt dem Schauspieler Bernhard Minetti ein Stück auf den Leib und fordert 1975: Niemand sonst soll je «Minetti» spielen. Jetzt wagt sich der Schauspieler Joachim Bliese doch ran.

von ANITA GRÜNEIS

SAITEN: Herr Bliese, Sie gastieren im Tak in Schaan mit dem Stück «Minetti». In Berlin am Schillertheater waren Sie zur gleichen Zeit wie Bernhard Minetti engagiert und sind öfter mit ihm auf der Bühne gestanden. Wie haben Sie ihn in Erinnerung?

JOACHIM BLIESE: Bernhard Minetti war kein einfacher Mensch, auch als Kollege nicht. Und doch ist zwischen uns eine Freundschaft entstanden. Ich habe ihn als «weichen» Menschen kennengelernt.

Ist die Tatsache, dass Sie Minetti persönlich so gut kennen, für Ihre Darstellung hinderlich oder förderlich?

Er hatte eine überaus hohe Präsenz auf der Bühne, auch seine Art zu sprechen ist mir gut im Gedächtnis. Daher muss ich mich hüten, ihn nachzuspielen.

Wie schützen Sie sich davor?

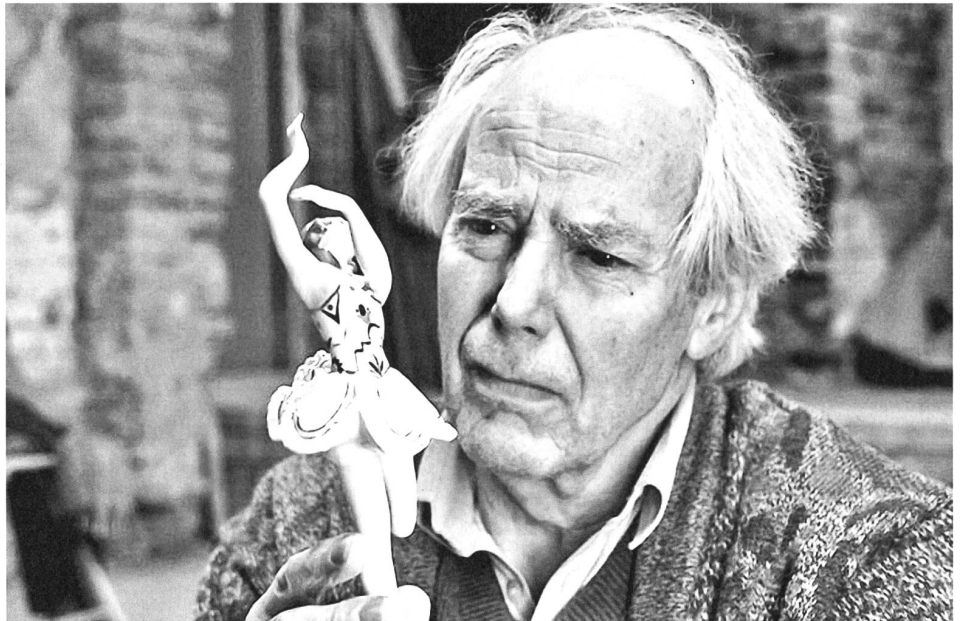
Ich achte darauf, bei mir selbst zu bleiben. Ausserdem gehört zu unserem Beruf auch das Scheitern. Ich weiss, dass ich einen grossen Schauspieler des vergangenen Jahrhunderts nachspiele. Die Kritiker werden sagen: «Ja, ja, ganz nett, aber Minetti ist es nicht.» Natürlich nicht! Das ist das Risiko.

«Der Künstler ist erst der wahre Künstler, wenn er durch und durch wahnsinnig ist» heisst es im Stück. Wie halten Sie es mit dem Wahnsinn?

Damit ist nicht der Wahnsinn im klinischen Sinne gemeint, sondern die Radikalität im Denken und Handeln. Die gehört in unserem Beruf dazu. Wir müssen in unserem Ausdruck radikal sein und dürfen uns nicht von Konventionen einschränken lassen.

Ein hohes Risiko zu scheitern, der Wahnsinn als Forderung der Arbeitshaltung ... Warum sind Sie Theaterschauspieler geworden?

In Kiel studierte ich Volkswirtschaft. Der Dekan dieser Fakultät erklärte öffentlich: «Ein Dichter ist ein Mensch, der im Gras liegt und spinnt.» Damit meinte er, ein Künstler habe wirtschaftlich keinen Mehrwert. Genau so ein Mann wurde Rektor der Universität. Das fand ich untragbar. Ich verliess die Uni und ging nach Hamburg an die Schauspielschule. Theater war für mich ein Ort voller Zauber; ich lernte neue Welten kennen. Märchenwelten. Das ist bis zum heutigen Tage so geblieben.



«Aber Minetti ist es nicht!» Joachim Bliese zeigt Mut zum Scheitern.

Bild: pd

Thomas Bernhard hat gesagt: «Der grösste Feind des Schauspielers ist sein Publikum.» Stimmt das auch für Sie?

In gewisser Weise. Man ist zwar abhängig vom Publikum, ich möchte mich aber von ihm nicht steuern lassen. Theater ist keine demokratische Kunst.

Reagiert das Publikum in Deutschland anders als das in der Schweiz?

In der Schweiz gibt es einen gut erhaltenen Bildungshintergrund. In Deutschland ist dieser Hintergrund abgebrochen. Teils im Zweiten Weltkrieg, teils in der nachfolgenden Zeit der Restauration, der Adenauer-Ära. Alte Verhältnisse sollten schnell und widerspruchlos wieder hergestellt werden und es entstanden überlebte Gesellschaftsformen. In den 68er-Jahren kam dann der Umsturz. Das war nötig. Regisseure wollten nur noch mit Laien arbeiten und im Kino hiess es: «Opas Kino ist tot.» Alles wurde radikal geändert und die Theatertradition ist abgerissen. Meine jungen Kollegen haben zur Geschichte unseres Berufes kaum eine Beziehung. Grosse Namen wie Kortner und Fehling sagen ihnen nichts. Das Publikum in der Schweiz ist diesbezüglich anders. Es kann besser einordnen und weiss, was auf was fusst.

Sie kennen alle grossen Bühnen, alle grossen Rollen. Hat sich das Theater verändert?
Die Formen sind sehr unklar geworden.

Was meinen Sie damit?

Wenn man heute ins Theater geht, bekommt man oft etwas Revueartiges zu sehen. Verschiedene Partikel werden zu unterhaltsamen Formen zusammengefügt. Das ist mal besser, mal schlechter. In den meisten Fällen fehlt eine klare Ausrichtung. Ich vermisse, was uns Alte interessiert hat, die philosophischen Dimensionen, der einzelne Mensch und Fragen wie: Wo sind seine Schwierigkeiten, welche Wünsche hat er? Heute ist alles flockig. In der Schweiz ist es mir aber öfters passiert, dass ich mit dem Publikum ins Gespräch kam. Da sagte mir jemand: «Jetzt habe ich etwas, worüber ich nachdenken kann.» Das hat mich gefreut.

Wie steht es mit dem Nachdenken im Stück «Minetti»?

Die Bernhardschen Texte verlangen eine hohe Konzentration. Es sind Texte ohne Satzzeichen. Man muss sich den Sinn selbst bauen. Trotz Zweifel stundenlang davor sitzen und rausfinden, was Bernhard gemeint hat, sich mit den Sätzen unterhalten. Bernhard Minetti selbst hat es einmal so formuliert: «Man kann mit ihnen leben.»

THEATER AM KIRCHPLATZ SCHAAN.

Mittwoch 21. April (Premiere),
Donnerstag 22. April, jeweils 20.09 Uhr.
Mehr Infos: www.tak.li

Die Melancholie nach der rausgelassenen Sau

Das Museum Bickel in Walenstadt zeigt Bilder des Fotografen Lois Hechenblaikner – und was Extrem-Tourismus mit den Alpen macht.

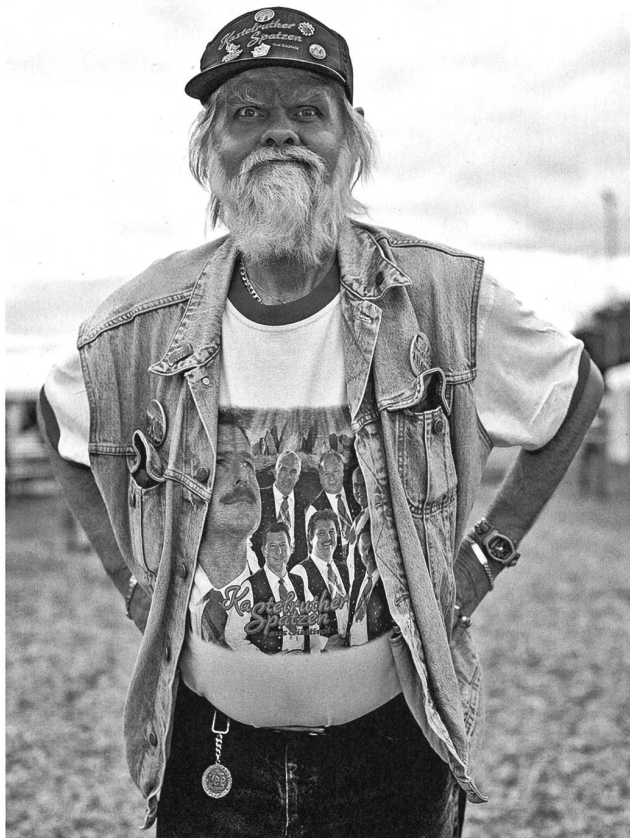
von AXEL JABLONSKI

Tirol durch die Augen von Lois Hechenblaikner zu sehen, tut weh. Da ist ein Fotograf am Werk, der sich als Pathologe einer Landschaft versteht, der mit einer kaum zu überbietenden Drastik Bilder des Tiroler Massentourismus zeigt. In Serien mit Titeln wie «Hinter den Bergen», «Alpenresonanzen», «Glückliche Menschen» und «The Spirit of Austria» geht er Themen nach, die Untersuchungen über diejenigen Identitätskrisen gleichkommen, die Mensch, Architektur und Natur befallen haben. Die von Guido Baumgartner sparsam wie eindringlich kuratierte Ausstellung vermittelt einen analytischen Blick auf eine Landschaft, die zur Marke geworden ist. Hechenblaikners Tirol – er selbst ist Tiroler – hat eine bestimmte Rolle eingenommen, der er nachgeht: das Billig- und Massentourismus-Segement. Er nennt es die Bewirtschaftung des Proletariats, und dem hat sich vieles unterzuordnen.

Vorgeführt wird das zum Beispiel anhand der Serie «Alpenresonanzen»: kleinformatige Fotos ungeordnet an einer Wand, dazwischen Gutscheine für Glühwein. Davor ist ein Originalschild aufgestellt, das den Ort als «Gaudibereich» auszeichnet. Diese Mischung aus Objekten und Bildern zieht einen rein. Auf den Fotos sind unter anderem zwei Skifahrer zu sehen, volltrunken im Schnee liegend, um sie herum Abfall. Kurioserweise tragen sie Anoraks mit der Aufschrift «Alptraum». Ein anderes Bild zeigt die Wirtshaustafel «Korfu, italienisch-griechisches Restaurant», dahinter die Beschriftung «Zillertaler Bierstadl Table Dance». Auf einem Foto wird für «www.freibier.at» geworben. Auf einem anderen sieht man aus dem wohlgeordneten und organisierten Barbereich auf eine groteske Almhüttenkulisse eines Après-Ski-Lokals. Orte und Szenerien für solche, die die «Sau rauslassen wollen».

Partyzone immensen Ausmasses

Dazu passend zeigt die Ausstellung in einer anderen Fotoserie die technisch perfekte Infrastruktur fürs vom Publikum gewünschte Delirium: Wände mit dünnen Schläuchen zum Verteilen der Alkoholika in die verschiedenen Bereiche eines Grosslokals. Ähnlich nüchtern



Fan der Kastelruther Spatzen. Bild: Lois Hechenblaikner

wie auf einer Intensivstation wird hier gemessen und portioniert: Alle Schnäpse, Weine und der unvermeidliche Jägertee werden über diese Abrechnungsstelle an die verschiedenen Tresen zum Konsumenten geführt. Aber auch die Natur, die geradezu industriell ausgebeutet wird, ist zur Partyzone immensen Ausmasses geworden. Sie ist Theaterkulisse für ein ganzjähriges Spektakel. Ein Werbeslogan dazu: «Was macht Frau Holle im Sommer? Ferien!» Auf zwei grossformatigen Fotografien sind nächtlich beleuchtet je ein sommerlicher Golfplatz und ein Gletscher zu sehen. Auf den Schnee sind Mammuts projiziert und – wie Balletttänzer aufgereiht – stehen Schneeraupen da.

Die Ausstellung präsentiert auch eine Gegenüberstellung von damals und heute. Dabei bedient sich der Künstler Fotos, die zwischen 1936 und 1970 im Auftrag der Landwirtschaftskammer Tirol vom Agraringenieur Armin Kniely gemacht wurden. Diese Bilder von der

guten, heilen Bergwelt erfüllten neben dem dokumentarischen, den Zweck des schönmalenden Klischees: Das Leben ist hart, aber gesund! Lois Hechenblaikner konfrontiert diese Bilder mit eigenen Ansichten vom heutigen Leben in den Bergen auf geradezu kongeniale Weise. So entstehen Bildpaare, die den Nutzungswandel der Bergwelt sichtbar machen. Landwirtschaft und Tourismus laden hier zu Vergleichsmomenten ein.

Es trachtelt

Es bleibt neben anderen Arbeiten – etwa aus Relikten von Skiern und Aufnahmen von abgenommenen Gipsverbänden – die Serie der «Glücklichen Menschen» zu erwähnen, welche die für den Tourismus adaptierte Landschaft bevölkern. Aber nicht nur die Landschaft wird angepasst, denn Kultur wird Folklore und alle Bedürfnisse treffen sich auf einer Ebene des alles nivellierenden Einverständnisses. Touristen und Einheimische sind nur noch schwer voneinander zu unterscheiden, haben sie sich doch einem ländlichen Kleidungsstil angepasst, der europaweit weder einer Tracht entspricht noch städtischem Outfit. Es trifft sich in der Mitte: es trachtelt.

Lois Hechenblaikner hat Porträts gemacht von Konzertbesucherinnen und -besuchern der Schürzenjäger, einer Band, die mit ihrem folkloristischen Stil bis zu 100'000 Besucher zu Openair-Konzerten versammeln konnte. Zudem fotografierte er Teilnehmer von «Hansi-Hinterseer-Fan-Wanderungen» wie auch Konzertbesucher der Kastelruther Spatzen. Bevor die Aufnahmen der einzelnen Personen und Paare entstanden sind, sprach Hechenblaikner ausführlich mit ihnen und positionierte sie für das Foto. Es sind eindruckliche Porträts, die in ihrer Intensität an Diane Arbus erinnern und keinen verächtlichen Unterton haben, sondern vom Respekt gegenüber der Personen zeugen. Mit seiner Kritik ist es Lois Hechenblaikner ernst, er macht sich aber nicht lustig über Erscheinungen, die er als Bewohner der gezeigten Landschaft wahrnimmt.

MUSEUM BICKEL WALENSTADT.

Bis 16. Mai. Öffnungszeiten:
Fr 17–20 Uhr, Sa/So 14–17 Uhr.
Mehr Infos: www.museumbickel.ch

SCHAUFENSTER

Bodensätze aus Chinatown und vom Meeresgrund.

Zwei Ausstellungen und ein Buch begeben sich im April direkt in die Nähe von Musik und Popkultur. Der in diesem Heft immer wieder als Autor und Fotograf auftauchende **Georg Gatsas** stellt in der Coalmine Fotogalerie in Winterthur die Serie «Signal the Future» aus. – Nachtaufnahmen des Londoner Viertels Brixton und Porträts von Dubstepmusikerinnen und -musikern, die im Quartier wohnen. Zudem druckte der Zürcher Verlag Nieves ein Buch mit der Serie «Five Points» von Gatsas aus dem Jahr 2007. Diese Bilder waren damals in der New Yorker Galerie James Fuentes LLC zu sehen. Der Kunstraum steht in Chinatown, jenem Boomquartier, wo nicht nur Chinesen, sondern eben vermehrt auch angesagte Künstlerinnen und Musiker wohnen: Agathe Snow, Marty Rev (Suicide), Rita Ackermann, Kria Brekkan (Ex-Múm) und ihr Ehemann Dave Portner (Animal Collective). Gatsas porträtierte diese Leute und fotografierte auf Erkundigungen durchs Quartier die Kulissen des Chinatownlebens.

Die Strassen und Gassen in der Ostschweiz mögen weniger glamourös sein, werden aber zusehends, wenn nicht durch Undergroundgrößen, dann durch Kunst aufgeladen. Der Schaukasten als

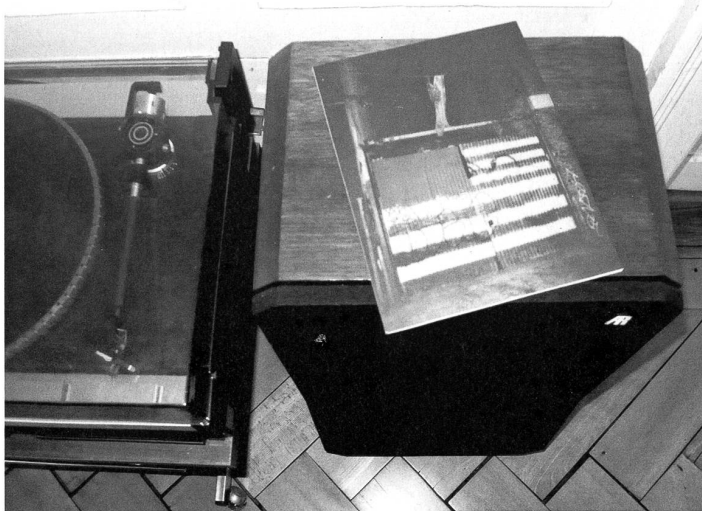
reine Produktepräsentationsfläche hat ausgedient und seine neue Bestimmung gefunden: die Kunst. Irgendwann wirds mehr Kunst in den Strassen als Leute im Museum haben und dann wirds nervig; vorerst aber sind die meist privat initiierten Minikunsträume zu geniessen. Der neueste steht in der St.Galler Metzgergasse vor dem Musikladen Freshcuts.

Nach den Betten-Fotos von Michael Bodenmann wird **Peter Dew** im Schaukasten eine Unterwasserwelt installieren. Der Glaskasten wird zum «Fish Tank». Aus Fundmaterial gebaute Objekte sollen in einer Art Aquarium schwimmen, vielleicht gejagt von einem riesigen Tier. So ganz sicher ist sich Peter Dew noch nicht, er wird die Installation vor Ort zu Ende planen. Er versichert aber, dass er wie bei den meisten seiner Arbeiten «den Space erforschen» und mit den Massstäben spielen wird. Und allenfalls einen Ton einbauen, der aus den dunkelsten Tiefen des Meeres kommen könnte – womit wir wieder bei der Musik angelangt sind. (js)

FIVE POINTS.
Nieves, Zürich 2010.

COALMINE FOTOGALERIE.
14. April bis 10. Juli. Öffnungszeiten:
Mo bis Fr, 8–12 Uhr und 13–17 Uhr.
Mehr Infos: www.coalmine.ch

**SCHAUFENSTER
FRESHCUTS ST.GALLEN.**
10. April bis 6. Juni. Mehr Infos:
www.freshcuts.ch/schaukasten



Fotoband von Georg Gatsas. Bild:ri

VON DER ROLLE

von DAVID WEGMÜLLER

Itochgliich!

Mitte März präsentierte der neue Direktor des Schweizer Fernsehens, Ueli Haldimann, an einer Medienkonferenz die Entwicklung der Einschaltquoten seines Senders. Sein stärkstes Gefäss, die Tagesschau, berichtete darüber. Er sei «stolz» auf die konstanten Marktanteile, erklärte Haldimann. Und er versprach neue Akzente. Ein Schweizer Tatort mit Kommissar Stefan Gubser werde das Abendprogramm beleben. Ebenso geplant sei ein Contest für Schweizer Chöre. Die Schweiz sucht den Superchor. «Darauf freue ich mich besonders», gestand Haldimann mit glühenden Augen, «immer zwei Chöre treten gegeneinander an und einer muss ausscheiden.»

Nichts gegen Chöre und nichts gegen Herrn Haldimann. Doch mit Verlaub: Wird uns hier nicht gerade ein weiteres Softie-Format mit Potenzial für Jurymitglieder im Promi-Tief (Bo Katzmann? Nella Martignetti?) verkauft? Dem Schweizer Fernsehen, das muss man leider sagen, ist in den letzten Jahren – bei allem Streben nach Entertainment – die Kreativität abhanden gekommen. Moderatoren wie Frank Baumann («Ventil») verschwanden vom Sender. Andere wie Mona Vetsch oder Susanne Kunz («Oops») haben seriöse Programme übernommen. Was blieb beziehungsweise was kam, waren hübsche News-Moderatorinnen, die auf Ethno-Reisli gingen.



Schweizer Guerilla-Trash entert Youtube. Bild:pd

Scharmörs Comeback im Internet

Das mag jetzt destruktiv und nostalgisch klingen. Doch wie würde es das letzte Schweizer «Fernseh-Arschloch» der Guerrillazeit, der Scharmör, kommentieren: «Itochgliich! – Schliesslich gibt es ja jetzt das Internet!» Dort erlebt der grösste Rüpel der Schweizer TV-Geschichte derzeit einen zweiten Frühling. Nachdem die in den 1990er Jahren zu dutzenden produzierten und auf «Oops» ausgestrahlten Kurzfilme von Marc Schippert, lange Zeit nur unter mysteriösen Umständen zu erwerben waren (SF hat bis heute keine offizielle DVD mit allen Folgen herausgegeben), haben in den letzten Monaten verschiedene User auf Youtube die besten Scharmör-Videos zugänglich gemacht. Im Zentrum der abstrusen Geschichten steht der narzisstische Perversling Scharmör (Philippe Nauer), dem es einfach nicht gelingt, an eine Frau heranzukommen. So infiziert er sich als Kellner mit der gefährlichen Schuppen-schorfflechte, nachdem er seinen Nebenbuhler bereits ausgeschaltet hat («Im Gastgewerbe»). Er verpasst die Haltestelle der Winterthurer Frauensauana, weil sein Buschauffeur kollabiert («Durchsage der Leitstelle»). Oder er wird ganz einfach Opfer seines eigenen inneren Sauhunds (im Film geradezu poetisch dargestellt), der ihn anlässlich eines Blinddates eine Vernissage verwüsten lässt («Itochgliich»).

«Scharmör» ist beste Trash-Unterhaltung, die gelegentlich auch in ganz strube Gefilde abdriftet. In der «Zone» erlebt der Scharmör einen post-nuklearen Horrortrip. «Im Amt» wird ihm die Erneuerung seiner Fluchlizenz verweigert. Und auch die Idee, dem Teufel gegen die Lottozahlen seine Seele zu verkaufen, endet im Fiasko («Bisch du de Tüüfel?»). Geradezu visionär aber ist der Sketch «Eigene Sänder», in dem der Scharmör eine Nachrichtensprecherin (Susanne Kunz) überwältigt und den Sender für seine eigenen Sauglattismen piratiert. – Genau daran musste ich denken, als Herr Haldimann von den Chören sprach. ♦

THEATERLAND

Das Rauschtanzen.

Adieu Eisstarre, die Gefühle tauen auf. Vielen damit auch die Füsse. Wem sie trotz allgemeinem Frühlingserwachen steif bleiben, der hat am letzten Aprilwochenende zwei Möglichkeiten. Entweder: Man flüchte in den Alpstein um dem Tauen zu entgehen. Oder: Man fahre nach St.Gallen, Frauenfeld oder Kreuzlingen. Denn das grosse Tanzen kommt über diese Städte. Seit 2006 zelebriert das schweizweite **«Tanzfest»** den Unesco Welttanztag und bewegt öffentliche Räume von Chiasso über Genf bis Zürich. Auch St.Gallen und Thurgau werden betanzt.

Wem vor einem Sturz ins Kalte Wasser an der «Ballnacht» in St.Gallen oder an der «Tanznacht» in Frauenfeld graut, der hat reichlich Gelegenheit zu einem vorgängigen Warm-up. Angeboten werden einstündige Kurse zu fast jedem denkbaren Tanz: von Breakdance, über Bollywood-Dance bis Bachata, Bauchtanzen und Ballett. Und dies sind nur die B-Tänze.

Wer sich lieber optisch mit dem Tanz beschäftigt, kann das auch tun. Im «Ballrauschen» drehen Profis ihre Runden durch die St.Galler Innenstadt. Die Tanzkompanie führt im Pfalz Keller «Sacra» auf und im Kinok rauscht die verstorbene Reformatorin des Tanztheaters Pina Bausch noch einmal über die Leinwand.



Frühling mit Bausch, Bild: pd

Der Tanzpass kostet zehn Franken. Wessen Budget damit nicht ausgeschöpft ist, der kaufe sich noch ein Ticket beim Theater St.Gallen für den Sonntagabend und besuche das Tanzstück «Pasolini». Für einen bewegten Abschluss der Tanztage. (ak)

MEHRERE VERANSTALTUNGSORTE: St.Gallen, Frauenfeld und Kreuzlingen. Samstag 24. und Sonntag 25. April. Mehr Infos: www.dastanzfest.ch



Regine Weingart, Bild: Samuel Forrer

Ein Zeitkritiker mit Ironie.

Wie die Perlen einer Kette reihen sich die Szenen im neuesten Programm des Theaters Parfin de Siècle über **Kurt Tucholsky** aneinander. Er, der als gefürchteter Zeitkritiker und Satiriker 1933 von den Nationalsozialisten ausgebürgert wurde und sich zwei Jahre später, verzweifelt über die Geschehnisse in seiner Heimat, das Leben nahm, hält der Gesellschaft den Spiegel vor.

Auf der Bühne stehen ein paar einfache Quader. Das Bühnenbild von Urban Breitenmoser bietet dem Nummernprogramm eine flexible Grundlage. Auch Kostüme und Requisiten sind schlicht gehalten. Eine breitgefächerte Collage bilden die ausgewählten Texte von Tucholsky, mal witzig, mal philosophisch und dabei immer sozialkritisch.

Das Ensemble bestehend aus Regine Weingart, Pia Waibel und Arnim Halter trägt die Texte mit ausgeprägter Mimik vor – und mit einem Grinsen am Ende jeder Szene, das sagen will: «Erkennt ihr euch, ist es nicht so?» Die Lieder werden gefühlvoll und mit Schalk vorgetragen; mit Unterstützung von Brigitte Schmid und ihrem Akkordeon.

Nur zwischen den Zeilen und in ein paar ruhigen Momenten lässt sich auch die empfindsame Seite des Autors erahnen. Nach dem Abend hat man einen Einblick in Tucholskys Schaffen und den Zeitgeist der Zwischenkriegszeit in Deutschland erhalten. Und man hat sich bestens unterhalten. (Beatrice Akeret)

THEATRE PARFIN DE SIÈCLE. Freitag 23., Samstag 24., Mittwoch 28. April, jeweils 19.30 Uhr. Sonntag 25. April, 17.30 Uhr. Mehr Infos: www.parfindesiecle.ch

REWIND/FORWARD



Kamen nicht nur aus den Bergen sondern auch von der Bühne herab: Megafaun aus North Carolina.

Konzentration als Tanz.

Die gerade ziemlich modische Meinung, das Publikum sei laut, wenns still sein sollte, und unbeteiligt, wenn Begeisterung angebracht wär, lief Mitte März ins Leere. **Megafaun** aus North Carolina, mit Banjo, Schlagzeug und Gitarre, zauberten wunderbare Konzentration und zuweilen eine fast klösterliche Stille ins Palace. Ja, man konnte beinahe die Heugabel rosten hören an diesem publikumsreichen Dienstagabend, es fehlten die Nervösen – die frei- und samstägliche Partypeople. Hie und da eine wippende Hüfte oder mal ein im Takt schlenkernder Arm, das waren schon die extremsten Tanzbewegungen. Und das, obwohl die Band ziemlich rasant mit einem japsenden Banjo in den Abend stieg und sich dann auch gleich das erste Mal bedankte und von St.Gallen und den hiesigen Leuten schwärmte. Die Begeisterung der Band sollte sich den ganzen Abend nicht mildern und wurde mit krachendem Applaus erwidert. Im Laufe des Konzerts wurden die Lieder poppiger, dann ruhiger, den melancholischsten Song widmeten die drei bärtigen dem andächtigen Publikum, er sei quasi extra für sie geschrieben. Und nur, um dann nach einem Banjobeat mit dreistimmigem Chörli – einer meinte, das töne

ein bisschen wie die Südstaatenversion von Metallica, aber trotzdem saugut – in einem freejazzigen Durcheinander zu enden. Gegen den Schluss des Abends kamen die drei von der Bühne, schnippten und stampften, sangen a cappella und irgendwann setzte der ganze Saal (na ja, ein paar Ausnahmen gabs) ein, bemerkenswert mehrstimmig und bemerkenswert richtig im Ton. Wem es aber schon vorher eine Ahnung zu gefühlvoll war, flüchtete jetzt raus, um eins zu rauchen, um nach ein paar Minuten aber wieder reinzustürmen: Megafaun setzten zu den allerletzten Songs an, gaben noch ein paar Liebeserklärungen ans Publikum ab und entliessen die Leute nach einem wunderbar stillen, aber kraftvollen Konzert in die Nacht. (js)

Megafaun spielten am 16. März im Palace St.Gallen.

Entertainment als Protest.

Vor gut einem Jahr spielte er bereits in St.Gallen und polterte auf der Bühne gegen das am selben Abend parallel stattfindende Honky-Tonk-Festival, flüchte etwas von Schwertern gegen Party, es ist auch schon lange her. Aber wer damals **Jacques Palminger & The Kings of Dub Rock** verpasste, die Verbindung von Hamburger Szene-Eleganz und Hafenehrlichkeit schlechthin, kanns

LITERATOUR

mit LEA HÜRLIMANN

Ende April im Spielboden in Dornbirn nachholen. Muss es nachholen, soll hier mit Nachdruck gesagt sein, denn besseres Entertainment in seinem unterhaltsam-intelligentesten Sinn bietet keine Fernsehstation. Und nach einem vergleichbaren Mix aus Dub, Chanson und Elektro muss man lange suchen.

Palminger hat im letzten Jahr einiges gemacht: Ein Theaterstück mit Jugendlichen (als DVD erhältlich) inszeniert und zusammen mit Erobique eine weitere Platte mit «Songs for Joy» rausgegeben. Die beiden richteten im Maxim Gorki Theater in Berlin ein Studio ein und riefen per Annonce Feierabendpoeten und Fresszettelromantikerinnen auf, sie sollen ihre Texte einschicken. Die gefühlvollsten wurden mit dem Soul von Erobique und Palminger unterlegt und auf Platte gepresst. Und dann hat Palminger noch das «Lied für alle» lanciert. Text und Melodie sollten vom Internet geladen, nachgesungen und wieder aufgeladen werden. Palminger und seine Band komponierten aus diesen Schnipseln einige Versionen des Lieds. Die Platte erschien im März. Palminger, der grosse Umarmer und Charmeur, Spötter und Szenist, aber vor allem Musikliebhaber und Soulman, wird den Spielboden zum Lachen, Tanzen und – wenns nach ihm ginge – auch zum Weinen bringen. (js)

SPIELBODEN DORNBIERN.
Freitag, 30. April, 21 Uhr.
Mehr Infos: www.spielboden.at



Jacques Palminger & The Kings Of Dub Rock.



Gratisglück.

Berlin in circa vierzig Jahren. Eine Gruppe von Idealisten, die sich «Freunde der Menschheit» nennt, versucht verzweifelt die Menschheit vor dem Weltkonzern Eden zu retten. Dieser bietet jedem, der will, kostenlos das vollkommene Glück an. Das einzige, was dafür getan werden muss, ist: seine Menschlichkeit aufgeben. Ein verlockendes Angebot, dem Millionen von Leuten gerne folgen.

Anzeige

Haben Sie nicht lange genug bewiesen, dass Sie das Leben ertragen können? Ist es nicht an der Zeit, das Leben zu geniessen? Hinter dem Regenbogen erwartet Sie das Paradies. Kostenlos und unverbindlich. Und tausendmal schöner, als Sie es sich vorstellen können. Eden: Umsonst ist nur das Glück.

Als ob das nicht schon Herausforderung genug wäre, müssen sich die «Freunde der Menschheit» mit weiteren Gegnern herumschlagen; mit Seelenfängern wie etwa der «Preussische Union Patriotischer Sozialisten» oder mit der neupreussischen Kirche.

Anzeige

Die Töchter missbraucht? Kann sein, dass sie dir nie verzeiht. Jesus tut es. Ab 1,99.*

Ablass-Service der Preussischen Katholischen Kirche.

*Gebühren sind abhängig von Qualität und Quantität Ihrer Sünden.

Die Hoffnung der «Freunde der Menschheit» liegt ausgerechnet in Theo, einem vierzehnjährigen Jungen, dessen Gene optimiert wurden. Er ist zwar hässlich, dafür aber ausserordentlich intelligent. Theo soll Eden hacken und sich möglichst nicht von Sophie ablenken lassen, seiner selbst geschaffenen virtuellen Freundin, die sich plötzlich verselbständigt. Zur gleichen Zeit verlässt Eva das Paradies, um ihren Adam zu suchen, der vom Baum der Erkenntnis gegessen hat.

Der Science-Fiction-Roman wird ständig von fiktiven Lexikonintragen und Werbeanzeigen unterbrochen, die einen Einblick in das Leben um 2040 geben. Einmal die ersten zwanzig Seiten überstanden, kann man das Buch kaum mehr aus der Hand legen, bis man weiss, wie der Kampf zwischen Mensch und Computer ausgeht.

VOLKER STRÜBING:
Das Paradies am Rande der Stadt.
München 2006.

Achtung: Ratgeber.

«Dies ist ein Buch zur Beruhigung. Dass es auch anderen so geht. Dies ist ein Buch zur Ermunterung, dass auch andere...» steht auf dem Buchdeckel. In neun Kapiteln, von Natur über Politik und Liebe bis zu praktischen Übungen sind verschiedene Situationen aufgelistet, in die man mit mehr oder weniger grosser Wahrscheinlichkeit gele-

entlich gerät. Dazu jeweils mehrere Möglichkeiten, wie man sich in dieser Situation verhalten könnte. Zum Beispiel Gesellschaft.

Situation 4.19 – Wenn es Ihnen peinlich ist zuzugeben, dass Sie von etwas keine Ahnung haben, dann geben Sie es einfach zu. Je grösser die Runde, die zuhört, desto besser ist diese Methode geeignet.

Beispiel 4.19.1 – Ich habe davon überhaupt keine Ahnung.

Beispiel 4.19.2 – Ich glaube, ich verstehe das grundsätzlich nicht.

Beispiel 4.19.3 – Ich wusste das mal.

Beispiel 4.19.4 – Zu meiner Zeit war das anders. Das musste man damals, also ich meine, das wusste niemand. Das war damals nicht so wichtig. Man hat darüber nicht so viel nachgedacht.»

Als praktischer Ratgeber mit Vorsicht zu geniessen!

MICHAEL STAUFFER:
Soforthilfe. roughbook 002.
Urs Engeler, Holderbank 2009.



Dies ist ein Buch zur Beruhigung. Dass es auch anderen so geht. Dies ist ein Buch zur Ermunterung, dass auch andere

PRESSWERK

von RENÉ SIEBER, Autor und Pop-Aficionado.

PLATTE DES MONATS Beach House.



Selten hat ein Indie-Album hinreissender begonnen. Was tut diese Band da?

«Verspielt» einen grandiosen Song wie «Zebra» gleich zu Beginn? Und was bitte soll nachher noch folgen? Keine Bange, nach diesem ersten Höhepunkt auf «Teen Dream» (Irascible) folgt kein Absturz, und Victoria Legrand und Alex Scally von Beach House haben ein paar weitere Höhepunkte im Köcher. Die flüchtige Schönheit des subtil-kargen Albumcovers ist fürs Erste keine schlechte Assoziation zum musikalischen Inhalt der Platte. Mit ihren ersten beiden Veröffentlichungen hatte das geheimnisvolle Duo aus Baltimore noch kein Glück beim Publikum. Zu introvertiert und gar ein bisschen fad kam sein Sound daher. Die zurückhaltenden Songs waren so verzagt, dass sie von den Fleet Foxes, mit denen Beach House 2008 auf Tour waren, an die Wand gespielt wurden. Das würde ihnen mit den voluminöseren Songs des neuen Opus wahrscheinlich nicht mehr passieren. Kritiker haben ihre Musik auch schon als «Dream Pop» bezeichnet, weil sich die Klänge sehr behutsam ins Ohr schmeicheln. Nicht heftiger als Schneefall über einer abendlichen Landschaft. Die zehn Songs – eine Mischung aus Pop, Folk, Soul und Gospel – sind eine nostalgische Erinnerung an die Jugend und viel eingängiger als zuletzt. Dem Duo gelingt hier etwas, was unwahrscheinlich klingt, aber nicht anders beschrieben werden kann: grossartig dahindämmendes Fliesen, das trotzdem

einen schwindelerregenden Wirbel der Empfindungen verursacht. Die Stimme von Victoria Legrand, die auch das letztjährige Wunderalbum «Veckatimest» von Grizzly Bear mitveredelte, traut sich mehr zu als früher. Manchmal schwebt sie engelsgleich über den flirrend schönen, elegischen Keyboard- und Gitarren-Flächen, die Alex Scally zu einem zeitlosen Klangteppich zusammenflickt.

KONZEPT-ALBUM DES MONATS

Gorillaz.



Die Messlatte für die künstlerischen Leistungen von Damon Albarn ist hoch. So hat es das heiss

erwartete Gorillaz-Album naturgemäss schwer, sich im Feuilleton positiv durchzusetzen. Kein Wunder, was der Mann bis anhin mit Blur, The Good, The Bad & The Queen und seiner Comic-Band geleistet hat, ist beispiellos. Einmal versuchte sich der Londoner gar an einer chinesischen Oper. «Plastic Beach» (Emi) nun ist eine musikalische Reise auf eine futuristische Insel, die zwar von einem fernerer Planeten scheint, aber letztlich doch viel mit unserer Welt gemeinsam hat. Hier haben wir es mit einem imposanten Sinnbild für Müll, Isolation, Konsumwut und Zerstörung zu tun. Ein Konzeptalbum mit ökopolitischem Unterton also. Hört man sich zum ersten Mal durch die sechzehn Songs, erschlägt einen die massive Gästeliste von Musikern und Sängern. Ständen da etwa zuviele Köche am Herd? Entsprechend divers sind einzelne Songs ausgefallen. Vieles wirkt eher wie eine Ideencollage

oder Starparade. Doch vielleicht ist das Ködern von hochtalentierten Mitstreitern nur die logische Fortsetzung der Albarn'schen Kunst, das eigene Spiel mosaikhaft mit den richtigen Bausteinen zu bestücken. Snoop Dogg zum Beispiel wird es mit Wohlgefallen registriert haben, dass sein Auftritt von einem klassischen Sinfonie-Intro auf so traumhafte wie wunderbare Weise ins Album führt. Oder was die Gorillaz mit dem Rock-Urgestein Lou Reed in «Some Kind Of Nature» zelebrieren, ist allein schon ein kleines Meisterstück. Auch die beiden Ex-Clash-Haudegen Paul Simonon und Mick Jones fühlten sich sichtlich wohl bei den Aufnahmen. Die Referenzen an Rock und Punk, die auf dem selbstbetitelten Debütalbum (2001) noch ganz klar und auf dem Nachfolger «Demon Days» (2005) immerhin noch ansatzweise vorhanden waren, sind auf «Plastic Beach» fast vollständig verschwunden. Stattdessen mehr Elektronik und Disco und ein paar überdosierte Prisen Hip-Hop und Dancehall. Wie gehabt als clevere Rap-Parodie verkleidet. Da und dort scheint der Plastikstrand etwas überfüllt mit Inhalt und Abfällen, aber die Gorillaz schaffen es auch auf ihrem dritten Album, einen runden Bogen zu schlagen.

DEBÜT DES MONATS

LoneLady.



Manchester in den siebziger und achtziger Jahren: ein fruchtbarer Nährboden für düstere Punk- und New-Wave-Klänge. Nach der Zeit der Industriellen Revolution vollzieht sich

hier eine solche in musikalischer Form. Der sogenannte Dark Wave entsteht aus dem Sumpf des Industrieschrotts und den grauen Hochhausburgen. The Fall werden 1976 gegründet. Ein Jahr später finden vier knapp zwanzigjährige Jungs zusammen und gründen die Post-Punk-Band Joy Division. Dessen Sänger Ian Curtis erging sich mit Vorliebe in morbiden Visionen von Einsamkeit, verlorener Liebe, sexueller Verquältheit und dem Horror vor dem Leben. Zeitgleich oder später folgen die Buzzcocks, Magazine, Happy Mondays, The Smiths und Stone Roses. Ein jüngeres Kind dieser Stadt aus dem Nordwesten Englands ist die Writerin, Sängerin und Gitarristin Julie Campbell alias LoneLady. Auf ihrem Debütalbum «Nerve Up» (Musikvertrieb) spielt die elegante Dame einen druckvollen, entschlackten Indie-Pop, der keine blosser Kopie ihrer Vorfahren ist, aber diesen huldvoll die Referenz erweist. Zu den Lieblingsbands der elektroangehauchten Songwriterin gehören neben den oben zuerst genannten Bands auch Wire und Suicide. Diese Herkunft verpflichtet, und den Anforderungen dieser prominenten Verwandtschaft wird LoneLady mindestens partiell gerecht. Eine Steel-Gitarre, Drum-sounds, Effekte aus dem Rechner und die nach vorn gemischte Stimme bestimmen das klangliche Bild dieses beachtlichen Debüts. Nüchtern und düster sprechsingt sich die zwischen trostlosen Betonbunkern, überfüllten Bars und emotionslosen Menschen gross Gewordene durch die zehn Songs. Und diese Leistung vollbringt die einsame Lady in höchst minimalistisch arrangierter und instrumentierter Manier, wie sich das für ein echtes «Manc-Girl» gehört.

SIEBERS APRIL-PODESTLI

1



Eric Dolphy
Out To Lunch (1964)

2



Beach House
Teen Dream

3



Midlake
The Courage Of Others

4



Gorillaz
Plastic Beach

5



Broken Bells
Broken Bells

6



LoneLady
Nerve Up

7



The Magnetic Fields
Realism

8



Johnny Cash
American VI:
Ain't No Grave

9



Corinne Bailey Rae
The Sea